



Thema: Mission damals und heute

„Gott war schon vor uns da“

Das Bewusstsein für die Mission hat sich in der katholischen Kirche gewandelt. Missionare haben auch von den Einheimischen gelernt

Von Jens Wiesner

Bis heute lasten die Verfehlungen der Vergangenheit auf dem Ruf der katholischen Missionsbewegung. Dabei treten Missionare längst nicht mehr als oberlehrerhafte Sendboten auf – und die Kirche setzt sich kritisch mit ihrem Erbe auseinander.

Schwester Celiana ist ein gern gesehener Gast im Altenheim von Wan-Li auf Taiwan. Die Missionsschwester der Diener des Heiligen Geistes kommt regelmäßig her, singt und betet mit den Bewohnern. Dass die meisten von ihnen Buddhisten sind, stört die Belmerin nicht, die bereits seit über 50 Jahren auf Taiwan lebt. Trotzdem erzählt sie von Jesus, Nächstenliebe und den Zehn Geboten. Und sie hört zu, wenn die Menschen von ihren eigenen religiösen Erfahrungen berichten. Nicht durch Zwang, sondern durch ihr lebendiges Beispiel möchte die Missionarin für das Christentum werben. Eine hohe Taufzahl erreicht sie auf diese Weise nicht. Dafür erfreut es sie umso mehr, wenn sich jemand für ein christliches Leben entscheidet. So sieht der Idealfall katholischer Auslandsmission heute aus. Früher war es anders.

„Die Mission benutzte in der Vergangenheit mancherorts Methoden, die aus heutiger Sicht diskriminierend und rassistisch wirken.“ So klingt es, wenn Dieter Tewes, Diözesanreferent für Missionarische Dienste in Osnabrück, über vergangene Missionspraktiken spricht. Für den Großteil der Missionare war die Begegnung mit den fremden Kulturen eine Schockerfahrung: Ganze Kontinente voller ungeauftauffer Heiden, deren Seelenheil in Gefahr war. „Zu jener Zeit galt die Vorstellung, dem göttlichen Missionsbefehl habe sich alles andere zu unterwerfen“, erklärt

Arnd Bünker, Assistent am Institut für Missionswissenschaft in Münster. Die Menschen jener Tage wuchsen in einem Umfeld auf, in dem die katholische Kirche für sich beanspruchte, die einzig wahre und allgemein gültige Antwort zu kennen. Daher warnten Bünker und Tewes davor, die Missionspraktiken von damals mit heutigen Wertmaßstäben zu beurteilen.

Je nach Gebiet, Orden und Persönlichkeit des Missionars unterschied sich der Missionsstil beträchtlich: Im asiatischen Raum fand die Begegnung fast auf Augenhöhe statt. Auf dem afrikanischen und lateinamerikanischen Kontinent war die Missionierung dagegen geprägt von einem Gefühl der kulturellen Überlegenheit des christlichen Abendlandes. Dieses Gefühl, das sich voll und ganz mit dem rassistischen Zeitgeist jener Tage deckte, reiste auch im Gepäck der europäischen Missionare mit, die nicht selten eng mit den politischen Kräften des Kolonialismus zusammenarbeiteten.

Missionsauftrag in Händen der Kolonialmächte

Besonders sichtbar wurde diese Zusammenarbeit in Lateinamerika. Dort hatte Papst Alexander VI. den Missionsauftrag in die weltlichen Hände der Kolonialmächte Spanien und Portugal gelegt. „Oft hat man der indigenen Bevölkerung auf Latein vorgelesen, dass sie nun Untertanen zu sein und an Christus zu glauben hätten“, so Bünker. Dort, wo die „Frohe Botschaft“ kein freudiges Echo fand, halfen die iberischen Eroberer gewaltsam nach. Auch katholische Missionare bedienten sich zweifelhafter Methoden: Auf der Südseeinsel Papua-Neuguinea kauften sie Kinder von Eingeborenen, um diese in „Christendörfern“ zu erziehen. Die Taufformel aus Peru „Ich taufe dich unter der Voraussetzung, dass



Schwester Celiana (oben rechts) ist regelmäßig in einer Elementarschule in Hsinchu in Taiwan zu Gast.

Fotos: Jens Wiesner (2), Dieter Tewes (1)

du tatsächlich ein Mensch bist“ zeigt, dass die Missionare von einem anderen Menschenbild als heute ausgingen. „Innerhalb dieser missionarischen Strömungen gab es Gegenbewegungen, die zu dem geführt haben, was wir heute Völkerrecht nennen“, sagt Bünker. Menschen wie der Dominikaner Bartolomé de Las Casas oder Charles Lavigerie, Gründer der Afrikamissionare, setzten sich vehement für die Rechte der indianischen Bevölkerung Lateinamerikas und Afrikas ein.

„Wir können eine Menge über Gott lernen“

Der intensive Kontakt mit den Menschen vor Ort führte die Missionare in den folgenden Jahrhunderten zu einer wichtigen Einsicht: Die angeblich so gottlosen Heiden waren Gott längst begegnet – in ihrer eigenen Religion. „Gott war schon da, bevor wir angekommen sind“, formuliert Schwester Rosa, Missionsprokuratorin im Kloster Nette, diese Erkenntnis heute. „Indem wir anderen zuhören, können wir Missionare selbst eine Menge Neues über Gott lernen.“

Aber nicht nur das Gespräch zeichnet den heutigen Missionar

aus. Oft sind es konkrete Taten, der Einsatz für die sozial Schwachen, die Arbeit in Schulen oder Krankenhäusern, mit denen sichtbar vorgelebt wird, was es heißt, Christ zu sein. In einem Land wie Bolivien beispielsweise haben die Einheimischen, die unter großer Armut leiden, ausschließend in der katholischen Kirche Fürsprecher für ihre Anliegen. Berichten die Missionsschwester der Diener des Heiligen Geistes von ihrer Arbeit in einem Auffanglager für illegale Einwanderer, flammt ein kämpferischer Geist in ihren alten Augen auf: „Solche Lager sind unmenschlich. Nicht nur hier in Taiwan, überall auf der Welt! Dabei wollen diese Menschen einfach nur zurück nach Hause.“ Die Schwestern machen es möglich. Fast täglich telefonieren sie mit der Polizei, organisieren notwendige Papiere und trösten die Insassen. „Christ sein für andere“, nennt es Dieter Tewes.

Das Konzil nahm den Missionaren eine Last

Allerdings sahen noch bis Mitte der 1960er Jahre Verantwortliche innerhalb der Kirche den Einsatz von Zwang durch die göttliche Ermächtigung im Missionsbefehl gedeckt. Erst mit den Entscheidungen des Zweiten Vatikanischen Konzils wandelte sich auch die offizielle Kirchenpolitik maßgeblich. Seitdem gilt, dass der Weg zum Heil auch Menschen außerhalb der Kirche nicht mehr versperrt bleibt. Damit nahm die Kirche ihren Auslandsmissionaren eine schwere Last von den Schultern. „Mission bedeutete nicht mehr, um das Heil der Menschen willen auf Biegen und Brechen taufen zu müssen“, sagt Tewes. „Das Konzil entdeckte Mission neu als Sendung zu und für die Menschen.“ Da Gott in allen Menschen wirke, sei ein respektvolles Nebeneinander der Religionen auf der gemeinsamen Suche nach Gott möglich.

Auch die Vorstellung, der christliche Glaube müsse im europäischen Gewand daher kommen, wandelte sich: „Wenn ein lateinamerikanischer Favelabewohner das Evangelium liest, wird er es anders interpretieren als ein deutscher Mittelklassebürger“, so Bünker. Jede Kultur müsse ihre eigene Lesart des Evangeliums entwickeln. Moderne Missionare ermutigen daher, Traditionen wertzuschätzen und zu pflegen. Schwester Cordula, eine Thuner Franziskanerin, die von 1988 bis 2004 in einem Krankenhaus in Tansania arbeitete, erinnert sich: „In unseren Gottesdiensten wurden afrikanische Instrumente eingesetzt. Die Besucher haben so lebhaft gesungen und getanzt, dass bald das Dach von der Kirche hochgefliegen ist!“

Bünker warnt allerdings davor, dem Evangelium nur einen neuen Anstrich zu verpassen. Stattdessen müsse es als verändernde Kraft für Missstände und Ungerechtigkeiten in den Kulturen wirken – auch der europäischen. Dass Europa längst zum Missionsland geworden ist, kann Schwester Rosa, die vor elf Jahren aus Brasilien ins Kloster Net-

te kam, bestätigen. Auch im Bistum Osnabrück ist es nicht mehr selbstverständlich, Christ zu sein. „Europa hat viele Missionare nach Lateinamerika geschickt. Was damals gegeben wurde, kommt jetzt doppelt zurück“, sagt Schwester Rosa angesichts von Priestern und Ordensleuten, die aus der so genannten Dritten Welt stammen. „Dabei haben wir europäischen Missionare es sicherlich leichter, akzeptiert zu werden als unsere ausländischen Brüder und Schwestern in Deutschland“, merkt Schwester Cordula nachdenklich an.

Mission hat ein schlechtes Image außerhalb der Kirche

Gleichzeitig hat die katholische Mission mit ihrem schlechten Image außerhalb der Kirche zu kämpfen. „Missionierung“ sei noch immer ein durch die Geschichte sehr belasteter Begriff, sagt Dieter Tewes. Den Begriff schlicht durch einen neutraleren Ausdruck zu ersetzen, hält er jedoch für den falschen Weg: „In der Bibel wird ausdrücklich auf die ‚missio‘, die Sendung aller Christen durch Jesus, Bezug genommen. Das können wir nicht einfach umschreiben.“

Für unabdingbar hält er es, sich offen zu den Fehlern der Vergangenheit zu bekennen. „Wir sind dabei, die Gräueltaten, die im Namen der Mission begangen wurden, aufzuarbeiten.“ Die große Vergebungsbitte von Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000 und die selbstkritische Vergangenheitsbewältigung der Orden, vor allem der Franziskaner und Dominikaner, bewertet er als gute Schritte. Die beste Werbung leisteten jedoch Missionare wie die Schwestern Celiana, Rosa oder Cordula selbst: „Durch ihre Arbeit und ihre christliche Lebensführung zeigen sie, wofür der Missionar von heute steht – als Christ ein positives Vorbild für andere zu sein.“

ZUR SACHE

120 Missionare im Ausland

Im Bistum Osnabrück gibt es noch 120 Auslandsmissionare. Ihr Einsatzgebiet reicht von Südamerika über Afrika bis nach Asien, allerdings mit Schwerpunkt auf Brasilien. Während der jüngste Missionar, Bruder Bernd Meyer aus Bentheim, erst 35 Jahre zählt, gehört der Großteil bereits älteren Jahrgän-

gen an. Mit den Missionsschwestern Mariens aus Nette und den Thuner Franziskanerinnen gibt es unter den Frauenorden zwei große Gründungen, die eigene Provinzen in Brasilien, Paraguay, Japan, Korea und Indonesien besitzen. Die Männerorden im Bistum haben keine derartigen Eigen Gründungen. (jw)



Gemeindemitglieder aus Uganda feiern in ihrer typischen Tracht einen Gottesdienst, in dem ein Kind getauft wird.

ZITIERT

Arnd Bünker, Assistent am Institut für Missionswissenschaft in Münster.



„In der katholischen Kirche hat es zum Teil bis in die 1960er Jahre gebraucht, um aus dem eigenen Verständnis von Mission heraus – und nicht nur als Anpassung an weltliches Recht – auf Mittel des Zwangs und der Gewalt bei der Mission zu verzichten.“